



**Landsmannschaft der Siebenbürger
Sachsen in Deutschland e. V.**
Bundeskulturreferat

Berlin-Schmargendorf, den
Forckenbeckstraße 62
Fernruf 89 76 62
Postscheck: München 86383

Geschäfts-Nr. M 1 - 780/61

Die siebenbürgisch-sächsische Volkstracht *)
=====

Von Heinrich Zillich

Die berühmte Volkstracht der Siebenbürger Sachsen in allen Einzelheiten kennenzulernen, würde ein monatelanges Studium erfordern. Obgleich ein einheitlicher Stilwille und die sehr ausgeprägte Gemeinschaftsseele dieses Volksstammes sie zum eigenen Abbild formte, hat sie tausend Spielarten und zeigt sich von Dorf zu Dorf anders. Überdies läßt sie wie jede echte Tracht Stand und Alter ihrer Träger mehr als deren Reichtum oder Armut sichtbar werden. Dem Greise legt sie ganz bestimmte Farben und Kleidungsstücke auf, ebenso dem Kind, dem Jüngling und Mann. Beim weiblichen Geschlecht unterscheidet sie noch bereitwilliger zwischen unflüggen und heiratsfähigen Mädchen, jungen und älteren Frauen oder der Matrone. Doch erschöpft sich damit ihre Mannigfaltigkeit keineswegs, denn Alltags-, Fest- und Kirchentracht gehorchen gesonderten Gesetzen. Durch feierliche Zutaten bevorzugt sie jeden, der einen Schicksals- und Ehrentag begeht, vor allem Brautleute und Hochzeiter, und daß sie bei Begräbnissen strenge Vorschriften einhält, braucht nicht betont zu werden. Diese zahllosen Abwandlungen treten örtlich in jeweils ganz bestimmten, von allen übrigen Gemeinden etwas verschiedenen Fassungen auf, so daß sich deren Menge noch ungemein steigert. Auch Winter oder Sommer verändern die Kleidung. Wer diese vielverzweigte Fülle säuberlich aufzeichnen wollte, müßte ein Buch, dick, wie die Bibel, schreiben, und er hätte nachher doch manches übersehen.

Die Siebenbürger Sachsen, niemals mehr als eine Viertelmillion Menschen, führen ihren Namen zu Unrecht, denn sie kamen vorwiegend von der Mosel, aber auch aus anderen Gegenden des Reiches, nach Ungarn gerufen, vor achthundert Jahren an den Saum des Abendlandes, versteht sich: mit verbrieften Freiheiten und der Vollmacht, das ihnen übereignete Land als nur von der Krone abhängige Herren aufzubauen und zu regieren, was sie denn auch bis ins 19. Jahrhundert im Freitum des "Königsbodens" getan haben. Die an Zahl so geringe Gemein-

*) Aus "Südostdeutsche Heimatblätter", (heute: "Südostdeutsche Vierteljahresblätter"), Heft 3/2, 1953, München.

schaft, nicht größer als die Bevölkerung einer Berliner Vorstadt, entwickelte sich zu einem eigenwertigen Neustamm des deutschen Volkes unter der Wucht geschichtlicher Aufgaben. Diese gipfelten darin, die westliche Kultur im Südosten samt allen Gewerbe- und Handelszweigen auszubreiten, Städte, viele Dörfer und Schulen zu gründen und überdies den Erdteil an einer seiner gefährlichsten Grenzen zu schützen durch Anlage bewehrter Orte, befestigter Kirchen und Burgen, sowie durch eine kluge Politik, die ihre Fäden bis zum Deutschen Kaiser, im Osten aber zu den Donaufürsten, nach Polen und Konstantinopel spann. Ihre bedeutsamen Pflichten nahm diese Bürger- und Bauernrepublik, die dem Geist nach durchaus adlige, älteste demokratische Gebiets Herrschaft Europas, unter ständigen Schwierigkeiten und Schicksalsschlägen, oft vom Untergang bedroht, mit ungewöhnlichem Erfolg wahr. Diese großen Leistungen formten die Menschen, von denen sie vollbracht wurden, und weckten ein kräftiges Stammesbewußtsein, das jedermann band, Verrat nicht kannte, politischen Instinkt vererbte, Zähigkeit, Fleiß und Überlegenheit zur allgemeinen Tugend machte. Im Innern bildeten sich alle Stände eines zwar kleinen, doch weitwirkenden, sogar in weltgeschichtliche Zusammenhänge eingreifenden Volkes aus. Da gab es ein breites Bauerntum, in den Städten jegliches Handwerk und Kaufleute, die ihre Waren nach Danzig, Nürnberg und Kleinasien umschlugen, Humanisten, Rechtsgelehrte, mit einem Wort alle Berufe, nur eine Schicht fehlte: das Proletariat.

Der Wandel der Zeiten verschob manches und glich es neuen Erfordernissen an. Aus Handwerkern wurden Fabrikanten, die riesigen Stadtmauern verloren ihren Sinn, doch die Gesinnung blieb, die einst Mongolen- und Türkenstürme überwunden hatte. Im Jahre 1943 blühte der Stamm noch wie in seiner Vergangenheit, bis im August 1944 die Russen jäh durch die Pässe brachen und die gegliederte, reiche und heitere Welt, dieses wie im Brennspiegel zusammengezogene Gemälde abendländischer Vielfalt, ins öde Grau des kommunistischen Ostens hinabglitt. Wir sprechen hier vom Schönen, das einst gewesen ist, aber wir entsinnen uns seiner Fülle nicht ohne Fug, denn - es sei wiederholt - 1943 war es noch pralles Leben, jedem Besucher ein Wunder, allen Deutschen ein Anlaß zum Stolz. Und die Tracht, die unzählige Lobpreiser anlockte, mußte als Bekenntnis zum eigenen Volkstum aufgefaßt werden und als sichtbarer Niederschlag einer Bewährung voll Leistungen, die ihresgleichen suchen und, leider wenig beachtet, die Geschieke aller Europäer mitbeeinflußt haben.

Zwar liegen im deutschen Binnenland von den Vogesen bis zu den Karawanken Landschaften genug, wo Volkstrachten lebendig sind und nicht bloß in d e r Weise angezogen werden, wie Großstädterinnen das Dirndlkleid überstreifen, aber man wird schwerlich selbst dort, wo die Trachten noch Werk- und Festkleid sind, jene einzigartige Erscheinung fürstlicher Haltung im bauerlichen Rahmen entdecken, wie sie in Siebenbürgen allgemein war. Nur hier funkelten am Gewand der Frauen germanische Schmuckstücke, wie die Brustfibel, eine goldfarbige, mit Halbedelsteinen besäte metallene Scheibe, Sinnzeichen der Sonne, oder die ebenfalls mit Steinen besetzten, golden glänzenden Metallgürtel, die sich beide außer in der südlichen ostdeutschen Siedlungsprovinz, eben in Siebenbürgen, noch im höchsten Norden, in Island, erhalten haben.

Tracht ist erstarrte Mode, mit dem besonderen Merkmal, daß sie von den höheren Ständen in die Volksmassen herabsank und dort Dauer empfing. Was das Volk sich indessen aus modischen Vorbildern auswählt und wie es Hergebrachtes mit Neuem vereint, unterliegt einer Entscheidung, die von tieferen Empfindungen angeleitet wird als vom vergänglichen Wohlgefallen oder von weiblicher Putzsucht. Die Siebenbürger, besonders die Frauen, haben germanisches Erbgut mit mittelalterlichem verschmolzen, edelmännische und städtische Mode weitergeführt und ihr, freilich stets nur im Festkleid, den Charakter des Adligen beigelegt, denn diese Gesinnung lebte in ihnen selbst und machte sie fähig, das kostbarste Gewand so zu tragen, wie es ihm geziemt. Als alle anderen Stände ihre eigenen Trachten verbannten und sich der Gewalt der Schneidermoden auslieferten, scherte sich der siebenbürgische Bauer nicht darum. Seinem Wesen entsprach auch weiterhin nur der Rang, den seine Tracht einnahm. Er "kleidete sich nicht aus", wie er es nach eigenwilliger, doch ausdrucksstarker Floskel von jedem sagte, der die Tracht mit der städtischen Kleidung vertauschte.

Jene fürstliche Note der siebenbürgisch-deutschen Festtracht, die mit ihren Schleiern, feinen Hemden, Stickereien und Pelzen, Seide und Schmuck ein sorglich behütetes, von den Vätern ererbtes und den Kindern hinterlassenes Vermögen darstellt, stammt also nicht nur aus der Nachahmung adliger Vorbilder. Die Männer trugen, vor allem beim Kirchgang, zumeist barocke Mäntel, die einmal wohl nach dem Leibrock kaiserlicher Landsknechte des Prinzen Eugen in Aufnahme

gekommen waren. Beim weißledernen, vielbestickten Kirchenpelz verlangte dessen Schwere einen anderen Schnitt, der sicherlich in frühere Zeiten zurückweist. Man könnte an der Volkstracht die Beigaben der meisten Zeiten ablesen, durch die der siebenbürgische Stamm einmal schritt. Dabei würde man begreifen, daß er alle Epochen meisterte, weil er sonst seine Kleidung aus hundert verschiedenen Anleihen, bei denen die umliegenden Völker durch etliche farbige Zutaten beteiligt sind, nicht so herrlich zu einer schlechthin unvergleichlichen und immer edel wirkenden Einheit zu steigern vermocht hätte.

Als die Einwanderer sich in die Öde setzten und dort die verlassene Heimat aus dem Urwald hervorhoben, so als wäre auf dem Zauberteppich Dorf und Stadt und Dom aus Franken herübergetragen worden, beseelte sie der staufische, ausschwingende, schöpferische Geist der hohen Kaiserzeit, den sie trotz ärgsten Nöten und Anfeindungen durch alle Geschlechterfolgen bewahrten. Man konnte dies erfühlen, wenn am Sonntag, gotischen Gestalten ähnlich, die Bauernmädchen zur Kirche gingen. Ihre Väter steuerten werktags den Traktor ins Ackerland. Sie aber kamen heran, die goldene Fibel an der Brust, den funkelnden Gürtel umgetan, mehrfache Perlenreihen am Halse, auf dem Haupt mit den hängenden Zöpfen den "Borten", eine samtene steile Röhre, die sich aus dem Stirnreif frühdeutscher Vergangenheit entwickelt hat, merkwürdig auf dem Kopf nickte und dem Körper ein gemessenes Schreiten aufnötigte. Vom Borten, den keine Unkeusche aufsetzen durfte, flossen bunte Bänder den Rücken herab bis zum Rocksaum. Eine Überfülle von gewirkten und gestickten Blumen und Säumen bedeckte Leibchen, Hemd und Kittel, Umhänge, Kirchenmäntel und Pelze. Die Schürze, die niemals fehlte, war gewissermaßen heraldisch gekennzeichnet durch den Namen der Eigentümerin und die Jahreszahl der Anschaffung. Auch auf den bunten ledernen "Brustlätzen", deren Fellseite innen lag wie beim Kirchenpelz, fand sich diese mit gotischen Buchstaben eingestickte Beschriftung. Der Stoff der Festkleidung war kostbar, hauchdünnes Hemdleinen, noch feinere Kopfschleier, zarteste Stickei, tausendfache Fältung. Lebendige Tracht ist nie eine öde Wiederholung eines Musters, sondern eine ständige frische Schöpfung innerhalb fester Grenzen; deshalb glich kein einziges Kleid einem anderen völlig. Manche Frauen verfahren bei der Herstellung auf verblüffende Weise; sie hielten ein Stück Leinen in der Hand, begannen an einer Ecke zu sticken, ohne Vorlage, lediglich mit der Sicherheit

eingeborenen Kunstgefühls, und führten ihre Arbeit köstlich zu Ende. Dadurch ergab sich immer ein Neues, doch stets das Stilgemäße.

Ein Westeuropäer vermag vermutlich kaum zu begreifen, daß ein tüchtiges, mit Maschinen, Viehausfuhrhandel und landwirtschaftlichen Genossenschaften vertrautes Bauerntum seine durchaus moderne Berufsauffassung mit den strengen Gesetzen uralter Überlieferung vereinbarte. Was dem Bereich von Sitte und Brauch angehörte, blieb in Siebenbürgen fast unberührt vom technischen Denken der Gegenwart und verlief auch im Strahl der Glühbirnen nach der Regel des Herkommens. Die Frauen hielten beim Kirchengang ein Taschentuch in der Hand, in das sie sich nicht schneuzten; mit gleicher, allen gemeinsamer Bewegung wischten sie sich damit von Zeit zu Zeit den Mund. Die andere Hand faßte ein Sträußchen, an dem sie während der Predigt rochen. Diese Blumen setzten in die lutherische Kargheit des Gottesdienstes heitere Lichter. Demselben Empfinden entsprachen die schweren türkischen Teppiche, die von den Emporen der Schwarzen Kirche zu Kronstadt herabprunkten; es waren Geschenke reisiger Kaufleute der Vergangenheit, zum Dank dargebracht nach der Heimkehr aus heidnischen Ländern. Diese Freude an bunten Farben, die das strenge Maß nicht auflockerten, gemahnt daran, daß im Mittelalter die Gotteshäuser bemalt wurden und die Gewänder, ebenso wie in Siebenbürgen, leuchteten.

Die männliche Tracht liebte dunkelblaue oder weiße Mäntel aus starkem, mit Stickereien durchflammtem Tuch oder Leder, pelzbesetzt, wobei nicht selten teure Marder- und gelegentlich Eichhörnchenfelle verwendet wurden. Rote, gelbe und grüne Borten säumten die Ränder, silberne, spangenartige Brusthäftel dienten an vielen Orten als Schließen. Überall war der Eindruck der feierlichen Kleidung kühl, herrenhaft, zurückhaltend. Diese Freibauern vermieden das Grau höri-ger Kärrner. Sie wählten schon im 12. Jahrhundert ihre Pfarrer und Amtleute bis zum Sachsengrafen selbst und standen verantwortungsbe-laden in der Zucht der von ihnen mitregierten Gemeinde; das drückte sich in den festlichen Mänteln aus. Aber als Freie wußten sie das Leben froh zu genießen. Darum war die Lust am schmückenden Beiwerk groß, doch stets durch Anstand gezügelt, was sich in der würdigen Stilisierung der Blumenmotive kundtat, sogar wenn deren Häufung, freilich bloß auf weiblichen Kleidern, mitunter fast zu üppig gedieh. Hirsch und Adler, Reiter zu Pferd mit dem Falken auf der Hand, Vögel rechts und links um den Lebensbaum oder Nornenbrunnen, traten

auf dem weißen Linnen der Tischdecken, Kissenbezüge, Vorhänge, manchmal auf Schürzen und Hemden in starrer, gleichsam ins Endlose schreitender Reihung auf, im Kreuzstich gearbeitet, schwarz oder rot, nur vereinzelt blau. Diese heraldisch und mythisch anmutenden Figuren und Ornamente verdeutlichen vielleicht noch mehr als der Gesamteindruck der Tracht das Geheimnis der deutschen Volksseele Siebenbürgens. Wie Hirsche und Vögel, Reiter und der Lebensbrunn sich ohne Ende wiederholen, steif und abweisend, sehr edel gezeichnet, so sind sie Wesensmarken einer Seele, die, von großen Schicksalen gehämmert, dem Schicksal standhalten will, ohne billigen Optimismus, wach und urgründig zugleich, vor den Dunkelheiten des Daseins nicht blind und in der Tiefe geführt vom unheimlichen Auftrag Gottes, dem es in Haltung zu gehorchen gilt, wie immer die Lose fallen.

Einem siebenbürgischen Dorfkirchgang beizuwohnen, erinnerte an die Stifterfiguren im Naumburger Dom. Unnahbarkeit wehte einen da an, ach nein, sie glitt an dem Beschauer vorbei, sie beruhte in sich selbst.

Freilich konnte man wenige Stunden später dieselben Männer und Frauen, wenn sie bei einem drei Tage dauernden Hochzeitsfeste saßen, heiter und lachend sehen. Dann hatte sich aber die Tracht verändert. Den hohen Borten trugen die Mädchen niemals beim Tanzen. Die Kirchenpelze blieben dem Saal fern. Die abweisende Würde war läßlichen Gesetzen gewichen. Im Mittelpunkt der Bräuche standen die Hochzeiter. Augenfällig für jedermann kam die Braut wirklich unter die Haube, sie wurde "geschleiert" und nach einem hier noch landläufigen germanischen Wort "gebockelt". Bockelung bedeutet, daß man ihr mit Nadeln, deren aus Silber kunstvoll getriebener dicker Knopf mehrere Edelsteine trug, den dünnen Schleier straff ans Haar spannte oder ihn auch in reizender Ausladung wegklaffen ließ. Bei der Trauung erschien die Braut in der Tracht der Jungfrauen, beim Festmahl in der sogenannten Brauttracht und am Abend desselben Tages schon in der Kleidung der jungen Frauen.

Hohe Schaftstiefel waren der Männer ständige Beschuhung. Die helle oder schwarze Hose zog sich eng die Schenkel empor und wurde am Leib von einem breiten, farbig durchsetzten Ledergürtel abgeschlossen, wobei unter diesem das Hemd hervor- und über die Hosen hing, doch galt dies keineswegs überall. Die Hemden waren immer weiß und

je nach ihrer festlichen oder werktäglichen Bestimmung reich oder sparsam bestickt. Wahre Wunder konnte man da an herrlichem "Genähsel" erblicken. Den Hals umgab eine breitgeknötete, bunte Krawatte. Die blaue Joppe von einfachem Schnitt war überall fast gleich. Im Winter kam der "Brustlatz" hinzu, eine Art Weste aus weiß gegerbtem buntverziertem Schaffell, überdies der Mantel oder Pelz.

Einfach bot sich die Werktagstracht dar, für Mann und Frau. Sie bestand bei dieser aus dem Hemd, verschiedenfarbigen Leibchen je nach der Gegend, dunklem oder weißem Rock, Schürze, bei kühler Witterung auch einer leinernen oder Tuchjacke. Auf dem Kopf saß das um das Kinn geknüpfte Tuch, und darauf^{wurde} bei der Feldarbeit ein breiter Strohhut gestülpt, im Winter ein wollenes Tuch oder auch eine Pelzmütze. Der Mann trug zu den Schaftstiefeln, zu Hose und Joppe, im Sommer einen breit- oder schmalkrempigen Hut, im Winter die schwarze Pelzmütze. Die Stoffe waren derb und ohne Vergleich mit jenen durchsichtigen Geweben und schweren Prunkmänteln, in denen am Festtag aus der bäuerlichen Schale der Fürst hervortrat, dessen Frau und Tochter, um ihren Sonntagsstaat anzulegen, viel Zeit und Hilfe benötigten, bis sie dann in einem völlig anderen Rhythmus als jenem, der sie die Sichel schwingen und die Kühe melken ließ, auf die Dorf-
gasse hinausschritten.

Und er selbst, der Bauer, auch wenn er nur drei Rinder und zwei Pferde im Stall hatte, warf sich mit dem Kirchenpelz die Würde um, die aus den Taten seiner Ahnen auf ihn ausfloß. Von dieser geistigen Erbschaft her, die weiter zu vererben sein Lebenssinn war, empfing die siebenbürgische Tracht neben ihrem künstlerischen Wert das überwältigend stolze Gepräge.

Wer mit ihr die städtische Patriziertracht, die bei besonderen Festen wie ein Kostüm von wenigen Bürgern getragen wurde, verglich, konnte wohl bemerken, daß dieser etliche Eigenheiten anhafteten, wie Säbel, silberdurchflochtene Gürtel, Marderfellmützen, vornehme braune Röcke, bei den Frauen sehr hübsche, den bäuerlichen Schwestern nicht allzu ungleiche Gewänder, aber es war eine versunkene Pracht.

Dort draußen jedoch auf dem Lande, in zweihundertfünfzig Dörfern, da lebte 1943 noch alles, das Staufertum, die Türkenheldenschaft, der Trotz und die Daseinsfreude eines Stammes, der Wein zog und ihn selbst gern trank.

Die siebenbürgisch sächsische Tracht

Die berühmte Volkstracht der Siebenbürger Sachsen in allen Einzelheiten kennenzulernen, würde monatelanges Studium erfordern. Obgleich sie als Abbild der sehr ausgeprägten Gemeinschaftsseele dieses Volkstammes einen unverkennbar einheitlichen Stil zeigt, hat sie hundert Spielarten, in jedem Dorf andere. Überdies macht sie wie alle echten Trachten Stand und Alter ihrer Träger sichtbar, unterscheidet streng zwischen Alltag und Festtag, und bevorzugt durch feierliche Zutaten jene Menschen, die ein besonderes Ereignis ihres Lebens begehen, vor allem Brautleute und Hochzeiter. Auch Winter und Sommer verändern sie. Wer diese verzweigte Fülle aufzeichnen wollte, müßte ein Buch, dick wie die Bibel, schreiben.

Das Mannigfaltige innerhalb des Einheitlichen beweist die Lebendigkeit jeder Tracht, aber man wird schwerlich noch sonstwo jene einzigartige Erscheinung entdecken, daß sich im bauerlichen Rahmen durch die Kleidung eine fast fürstlich anmutende Haltung kundtut, die uralten Ursprungs ist. Nur hier funkeln auf dem Frauengewand germanische Schmuckstücke wie die Brustfibel, die mit Edelsteinen besäte Goldscheibe, ein Sinnzeichen der Sonne, oder die ebenfalls mit Steinen besetzte goldenen Gürtel, nur hier ziert der samtene Borten das Haupt der Mädchen, eine hohe, zylinderförmige, krempe lose Kopfbedeckung, von der ein Strom bunter Bänder den Rücken ⁿhiab bis zum Rocksaum fällt. Wer den Borten trägt, geht nicht und läuft nicht, sondern schreitet. Es wäre unvorstellbar, Mädchen mit dem nur für den Kirchgang bestimmten Borten beim Tanz zu erblicken.

Natürlich verschmolz mit diesem germanischen Erbgut manches Mittelalterliche und Neuzeitliche, und dabei entstand das überwältigend schöne Festkleid, in dem sich die bauerlich-adlige Gesinnung wohlgefällt und

das sie so zu tragen weiß, wie es ^{sich bei} ~~(diesem)~~ kostbaren Gewand ~~ziemlich~~ ~~ist~~ geziert. Bestickte Hemden und Schürzen, bestickte oder einfärbige Leibchen, vielgefältete Röcke, Seide, Pelze und edelsteingekrönte Haarnadeln gehören dazu genau so wie das Blumensträußchen, das jede Frau beim Gang zur Kirche in der Hand *hält*.

Die Männer haben in manchen Orten weißlederne, in anderen Dörfern bunte Kirchenpelze aus Tuch, deren Schnitt dem Barock entstammt und wohl dem Leibrock der kaiserlichen Landsknechte des Prinzen Eugen nachgebildet wurde. Sie tragen darunter, auch am Werktag, schwarze enge Hosen, hohe Schaftstiefel, bestickte Hemden mit bunter Kravatte, breite Leder-gürtel, farbig verziert, und dunkle Jacken. Bei den Frauen ist der Unterschied zwischen der prunkvollen Fest- und der recht einfachen Alltags-tracht außerordentlich; in der einen tritt, wie wir schon sagten, das Adlige hervor, in der anderen das Zweckmäßig-Ländliche.

Das deutsche Bauerntum Siebenbürgens kannte, mit geringen Ausnahmen, keine Leibeigenschaft; das spiegelt sich noch heute in der Tracht wider; sie ist herrenhaft prächtig und verrät das Selbstbewußtsein freier Menschen, die trotz geringer Zahl am Saum des Abendlandes geschichtliche Leistungen sondergleichen vollbrachten. Man spürt in ihr, daß dieser Volksstamm, der seit der Staufenzzeit in stets bedrohter Lage sein Schicksal meisterte, der eigenen Sendung mit der Freudigkeit und dem Stolz einer kühnen Hingabe diene. Das verlieh seiner Tracht jene einzigartige, ja oft geradezu gotisch erscheinende Würde, bei den Männern Kühle, Geschlossenheit und Anstand, bei den Frauen einen Abstand wahren und zugleich überaus bunten, geschmackvoll gebändigten, in Material und Verarbeitung ungewöhnlichen Reichtum.

Die siebenbürgisch-sächsische Volkstracht

Von Heinrich Zillich, Stannberg

Die berühmte Volkstracht der Siebenbürger Sachsen in allen Einzelheiten kennenzulernen, würde ein monatelanges Studium erfordern. Obgleich ein einheitlicher Stilwille und die sehr ausgeprägte Gemeinschaftsseele dieses Volksstammes sie zum eigenen Abbild formte, hat sie tausend Spielarten und zeigt sich von Dorf zu Dorf anders. Aberdies läßt sie wie jede echte Tracht Stand und Alter ihrer Träger mehr als deren Reichtum oder Armut sichtbar werden. Dem Greise legt sie ganz bestimmte Farben und Kleidungsstücke auf, ebenso dem Kind, dem Jüngling und Mann. Beim weiblichen Geschlecht unterscheidet sie noch bereitwilliger zwischen unflüggen und heiratsfähigen Mädchen, jungen und älteren Frauen oder der Matrone. Doch erschöpft sich damit ihre Mannigfaltigkeit keineswegs, denn Alltags-, Fest- und Kirchentracht gehorchen gesonderten Gesetzen. Durch feierliche Zutaten bevorzugt sie jeden, der einen Schicksals- und Ehrentag begeht, vor allem Brautleute und Hochzeiter, und daß sie bei Begräbnissen strenge Vorschriften einhält, braucht nicht betont zu werden. Diese zahllosen Abwandlungen treten örtlich in jeweils ganz bestimmten, von allen übrigen Gemeinden etwas verschiedenen Fassungen auf, so daß sich deren Menge noch ungemein steigert. Auch Winter oder Sommer verändern die Kleidung. Wer diese vielverzweigte Fülle säuberlich aufzeichnen wollte, müßte ein Buch, dick wie die Bibel, schreiben, und er hätte nachher doch manches übersehen.

Die Siebenbürger Sachsen, niemals mehr als eine Viertelmillion Menschen, führen ihren Namen zu Unrecht, denn sie kamen vorwiegend von der Mosel, aber auch aus anderen Gegenden des Reiches, nach Ungarn gerufen, vor achthundert Jahren an den Saum des Abendlandes, versteht sich: mit verbrieften Freiheiten und der Vollmacht, das ihnen über-eignete Land als nur von der Krone abhängige Herren aufzubauen und zu regieren, was sie denn auch bis ins 19. Jahrhundert im Freitum des „Königsbodens“ getan haben. Die an Zahl so geringe Gemeinschaft, nicht größer als die Bevölkerung einer Berliner Vorstadt, entwickelte sich zu einem eigenwertigen Neustamm des deutschen Volkes unter der Wucht geschichtlicher Aufgaben. Diese gipfelten darin, die westliche Kultur im Südosten samt allen Gewerbe- und Handelszweigen auszubreiten, Städte, viele Dörfer und Schulen zu gründen und überdies den Erdteil an einer seiner gefährlichsten Grenzen zu schützen durch Anlage bewehrter Orte, befestigter Kirchen und Burgen, sowie durch eine kluge Politik, die ihre Fäden bis zum Deutschen Kaiser, im Osten aber zu den Donaufürsten, nach Polen und Konstantinopel spann. Ihre bedeutsamen Pflichten nahm diese Bürger- und Bauernrepublik, die dem Geist nach durchaus adlige, älteste demokratische Gebiets Herrschaft Europas, unter ständigen Schwierigkeiten und Schicksalsschlägen, oft vom Untergang bedroht, mit ungewöhnlichem Erfolg wahr. Diese großen Leistungen formten die Menschen, von denen sie vollbracht wurden, und weckten ein kräftiges Stammesbewußtsein, das jedermann band, Verrat nicht kannte, politischen Instinkt vererbte, Zähigkeit, Fleiß und Überlegenheit zur allgemeinen Tugend machte. Im Innern bildeten sich alle Stände eines zwar kleinen, doch weitwirkenden, sogar in weltgeschichtliche Zusammenhänge eingreifenden Volkes aus. Da gab es ein breites Bauerntum, in den Städten jegliches Handwerk und Kaufleute, die ihre Waren nach Danzig, Nürnberg und Kleinasien umschlugen, Humanisten, Rechtsgelehrte, mit einem Wort alle Berufe, nur eine Schicht fehlte: das Proletariat.

Der Wandel der Zeiten verschob manches und glich es neuen Erfordernissen an. Aus Handwerkern wurden Fabrikanten, die riesigen Stadtmauern fielen, doch nicht die Gesinnung, die einst Mongolen- und Türkenstürme überwunden hatte. Vor neun Jahren

Blieb,

x verloren ihren Sinn

Im

1943

blühte der Stamm noch wie in seiner Vergangenheit, bis im August 1944 die Russen jäh durch die Pässe brachen und die gegliederte, reiche und heitere Welt, dieses wie im Brennspiegel zusammengezugene Gemälde abendländischer Vielfalt, ins öde Grau des Ostens hinabgeriet. Wir sprechen hier vom Schönen, das einst gewesen ist, aber wir entsinnen uns seiner Fülle nicht ohne Jug, denn — es sei wiederholt — vor neun Jahren war es noch pralles Leben, jedem Besucher ein Wunder, allen Deutschen ein Anlaß zum Stolz. Und die Tracht, die unzählige Lobpreiser anlockte, mußte als Bekenntnis zum eigenen Volkstum aufgefaßt werden und als sichtbarer Niederschlag einer Bewährung voll Leistungen, die ihresgleichen suchen und, leider wenig beachtet, die Geschicke aller Europäer mitbeeinflusst haben.

Zwar liegen im deutschen Binnenland von den Vogesen bis zu den Karawanken Landschaften genug, wo Volkstrachten lebendig sind und nicht bloß in der Weise angezogen werden, wie Großstädterinnen das Dirndlkleid überstreifen, aber man wird schwerlich selbst dort, wo die Trachten noch Werk- und Festkleid sind, jene einzigartige Erscheinung fürstlicher Haltung im häuerlichen Rahmen entdecken, wie sie in Siebenbürgen allgemein war. Nur hier funkelten am Gewand der Frauen germanische Schmuckstücke, wie die Brustfibel, eine goldfarbige, mit Halbedelsteinen besäte metallene Scheibe, Sinnzeichen der Sonne, oder die ebenfalls mit Steinen besetzten, golden glänzenden Metallgürtel, die sich beide außer in der südlichen ostdeutschen Siedlungsprovinz, eben in Siebenbürgen, noch im höchsten Norden, in Island, erhalten haben.

Tracht ist erstarrte Mode, mit dem besonderen Merkmal, daß sie von den höheren Ständen in die Volksmassen herabsank und dort Dauer empfing. Was das Volk sich indessen aus modischen Vorbildern auswählt und wie es Hergebrachtes mit Neuem vereint, unterliegt einer Entscheidung, die von tieferen Empfindungen angeleitet wird als vom vergänglichen Wohlgefallen oder von weiblicher Pugsucht. Die Siebenbürger, besonders die Frauen, haben germanisches Erbgut mit mittelalterlichem verschmolzen, edelmännische und städtische Mode weitergeführt und ihr, freilich stets nur im Festkleid, den Charakter des Adligen beigelegt, denn diese Gesinnung lebte in ihnen selbst und machte sie fähig, das kostbarste Gewand so zu tragen, wie es ihm geziemt. Als alle anderen Stände ihre eigenen Trachten verkannten und sich der Gewalt der Schneidermoden auslieferten, scherte sich der siebenbürgische Bauer nicht darum. Seinem Wesen entsprach auch weiterhin nur der Rang, den seine Tracht einnahm. Er „kleidete sich nicht aus“, wie er es nach eigenwilliger, doch ausdrucksstarker Floskel von jedem sagte, der die Tracht mit der städtischen Kleidung vertauschte.

Jene fürstliche Note der siebenbürgisch-deutschen Festtracht, die mit ihren Schleiern, feinen Hemden, Stickereien und Pelzen, Seide und Schmuck ein sorglich behütetes, von den Vätern ererbtes und den Kindern hinterlassenes Vermögen darstellt, stammt also nicht nur aus der Nachahmung adliger Vorbilder. Die Männer trugen, vor allem beim Kirchgang, zumeist barocke Mäntel, die einmal wohl nach dem Leibrock kaiserlicher Landsknechte des Prinzen Eugen in Aufnahme gekommen waren. Beim weißledernen, vielbestickten Kirchenpelz verlangte dessen Schwere einen anderen Schnitt, der sicherlich in frühere Zeiten zurückweist. Man könnte an der Volkstracht die Beigaben der meisten Zeiten ablesen, durch die der siebenbürgische Stamm einmal schritt. Dabei würde man begreifen, daß er alle Epochen meisterte, weil er sonst seine Kleidung aus hundert verschiedenen Anleihen, bei denen die umliegenden Völker durch etliche farbige Zutaten beteiligt sind, nicht so herrlich zu einer schlechthin unvergleichlichen und immer edel wirkenden Einheit zu steigern vermocht hätte.

Als die Einwanderer sich in die Öde setzten und dort die verlassene Heimat aus dem Urwald hervorhoben, so als wäre auf dem Zauberteppich Dorf und Stadt und Dom aus Franken herübergetragen worden, besetzte sie der stauffische, ausschwingende, schöpferische Geist der hohen Kaiserzeit, den sie trotz ärgsten Nöten und Anfeindungen durch alle Geschlechterfolgen bewahrten. Man konnte dies erfahren, wenn am Sonntag, gotischen Gestalten ähnlich, die Bauernmädchen zur Kirche gingen. Ihre Väter steuerten werktags den Traktor ins Ackerland. Sie aber kamen heran, die goldene Fibel an der Brust, den funkelnden Gürtel

umgetan, mehrfache Perlenreihen am Halse, auf dem Haupt mit den hängenden Böpfen den „Borten“, eine samtene steile Röhre, die sich aus dem Stirnreif frühdeutscher Vergangenheit entwickelt hat, merkwürdig auf dem Kopf nickte und dem Körper ein gemessenes Schreiten aufnötigte. Vom Borten, den keine Unkeusche aufsetzen durfte, flossen bunte Bänder den Rücken herab bis zum Rocksaum. Eine Überfülle von gewirkten und gestickten Blumen und Säumen bedeckte Leibchen, Hemd und Kittel, Umhänge, Kirchenmäntel und Pelze. Die Schürze, die niemals fehlte, war gewissermaßen heraldisch gekennzeichnet durch den Namen der Eigentümerin und die Jahreszahl der Anschaffung. Auch auf den bunten ledernen „Brustlätzen“, deren Fellseite innen lag wie beim Kirchenpelz, fand sich diese mit gotischen Buchstaben eingestickte Beschriftung. Der Stoff der Festkleidung war kostbar, hauchdünnes Hemdleinen, noch feinere Kopfschleier, zarteste Stickerei, tausendfache Färbung. Lebendige Tracht ist nie eine öde Wiederholung eines Musters, sondern eine ständige frische Schöpfung innerhalb fester Grenzen; deshalb glich kein einziges Kleid einem anderen völlig. Manche Frauen verfahren bei der Herstellung auf verblüffende Weise; sie hielten ein Stück Leinen in der Hand, begannen an einer Ecke zu sticken, ohne Vorlage, lediglich mit der Sicherheit eingeborenen Kunstgefühls, und führten ihre Arbeit köstlich zu Ende. Dadurch ergab sich immer ein Neues, doch stets das Stilgemäße.

Ein Westeuropäer vermag vermutlich kaum zu begreifen, daß ein tüchtiges, mit Maschinen, Viehausfuhrhandel und landwirtschaftlichen Genossenschaften vertrautes Bauerntum seine durchaus moderne Berufsauffassung mit den strengen Gesetzen uralter Überlieferung vereinbarte. Was dem Bereich von Sitte und Brauch angehörte, blieb in Siebenbürgen fast unberührt vom technischen Denken der Gegenwart und verlief auch im Strahl der Glühbirnen nach der Regel des Herkommens. Die Frauen hielten beim Kirchgang ein Taschentuch in der Hand, in das sie sich nicht schneuzten; mit gleicher, allen gemeinsamer Bewegung wischten sie sich damit von Zeit zu Zeit den Mund. Die andere Hand faßte ein Sträußchen, an dem sie während der Predigt rochen. Diese Blumen setzten in die lutherische Kargheit des Gottesdienstes heitere Lichter. Demselben Empfinden entsprachen die schweren türkischen Teppiche, die von den Emporen der Schwarzen Kirche zu Kronstadt herabprunkten; es waren Geschenke reisiger Kaufleute der Vergangenheit, zum Dank dargebracht nach der Heimkehr aus heidnischen Ländern. Diese Freude an bunten Farben, die das strenge Maß nicht auflockerten, gemahnt daran, daß im Mittelalter die Gotteshäuser bemalt wurden und die Gewänder, ebenso wie in Siebenbürgen, leuchteten.

Die männliche Tracht liebte dunkelblaue oder weiße Mäntel aus starkem, mit Stickereien durchflamtem Tuch oder Leder, pelzbefest, wobei nicht selten tenere Marder- und gelegentlich Eichhörnchenfelle verwendet wurden. Rote, gelbe und grüne Borten säumten die Ränder, silberne, spangenartige Brusthästel dienten an vielen Orten als Schließen. Überall war der Eindruck der feierlichen Kleidung kühl, herrenhaft, zurückhaltend. Diese Freibauern vermieden das Grau höriger Kärner. Sie wählten schon im 12. Jahrhundert ihre Pfarrer und Amtsleute bis zum Sachsengrafen selbst und standen verantwortungsbehaftet in der Zucht der von ihnen mitregierten Gemeinde; das drückte sich in den festlichen Mänteln aus. Aber als Freie wußten sie das Leben froh zu genießen. Darum war die Lust am schmückenden Beiwerk groß, doch stets durch Anstand gezügelt, was sich in der würdigen Stilisierung der Blumenmotive kundtat, sogar wenn deren Häufung, freilich bloß auf weiblichen Kleidern, mitunter fast zu üppig gedieh. Hirsch und Adler, Reiter zu Pferd mit dem Falken auf der Hand, Vögel rechts und links um den Lebensbaum oder Nornenbrunnen, traten auf dem weißen Linnen der Tischdecken, Kissenbezüge, Vorhänge, manchmal auf Schürzen und Hemden in starrer, gleichsam ins Endlose schreitender Reihung auf, im Kreuzstich gearbeitet, schwarz oder rot, nur vereinzelt blau. Diese heraldisch und mythisch anmutenden Figuren und Ornamente verdeutlichen vielleicht noch mehr als der Gesamteindruck der Tracht das Geheimnis der deutschen Volksseele Siebenbürgens. Wie Hirsche und Vögel, Reiter und der Lebensbrunn sich ohne Ende wiederholen, steif und abweisend, sehr edel gezeichnet, so sind sie Wesensmarken einer Seele, die, von großen Schicksalen gehämmert, dem Schicksal standhalten will, ohne billigen Optimismus, wach und urgründig zugleich, vor den Dunkelheiten des Daseins nicht blind und in der Tiefe

geführt vom unheimlichen Auftrag Gottes, dem es in Haltung zu gehorchen gilt, wie immer die Löße fallen.

Einem siebenbürgischen Dorfkirchgang beizuwohnen, erinnerte an die Stifterfiguren im Naumburger Dom. Unnahbarkeit wehte einen da an, ach nein, sie glitt an dem Beschauer vorbei, sie beruhte in sich selbst.

Freilich konnte man wenige Stunden später dieselben Männer und Frauen, wenn sie bei einem drei Tage dauernden Hochzeitsfeste saßen, heiter und lachend sehen. Dann hatte sich aber die Tracht verändert. Den hohen Borten trugen die Mädchen niemals beim Tanzen. Die Kirchenpelze blieben dem Saal fern. Die abweisende Würde war lässlicheren Gesetzen gewichen. Im Mittelpunkt der Bräuche standen die Hochzeiter. Augenfällig für jedermann kam die Braut wirklich unter die Haube, sie wurde „geschleiert“ und nach einem hier noch landläufigen germanischen Wort „gebockelt“. Bockelung bedeutet, daß man ihr mit Nadeln, deren aus Silber kunstvoll getriebener dicker Knopf mehrere Edelsteine trug, den dünnen Schleier straff ans Haar spannte oder ihn auch in reizender Ausladung wegfassen ließ. Bei der Trauung erschien die Braut in der Tracht der Jungfrauen, beim Festmahl in der sogenannten Brauttracht und am Abend desselben Tages schon in der Kleidung der jungen Frauen.

Hohe Schaftstiefel waren der Männer ständige Beschuhung. Die helle oder schwarze Hose zog sich eng die Schenkel empor und wurde am Leib von einem breiten, farbig durchsehten Ledergürtel abgeschlossen, wobei unter diesem das Hemd hervor- und über die Hosen hing, doch galt dies keineswegs überall. Die Hemden waren immer weiß und je nach ihrer festlichen oder werktäglichen Bestimmung reich oder sparsam bestickt. Wahre Wunder konnte man da an herrlichem „Genähsel“ erblicken. Den Hals umgab eine breitgeknötete, bunte Krawatte. Die blaue Joppe von einfachem Schnitt war überall fast gleich. Im Winter kam der „Brustlag“ hinzu, eine Art Weste aus weiß gegerbtem, buntverziertem Schaffell, überdies der Mantel oder Pelz.

Einfach bot sich die Werktagstracht dar, für Mann und Frau. Sie bestand bei dieser aus dem Hemd, verschiedenfarbigem Leibchen je nach der Gegend, dunklem oder weißem Rock, Schürze, bei kühler Witterung auch einer leinernen oder Luchjacke. Auf dem Kopf saß das um das Kinn geknüpfte Tuch, und darauf wurde bei der Feldarbeit ein breiter Strohhut gestülpt, im Winter ein wollenes Tuch oder auch eine Pelzmütze. Der Mann trug zu den Schaftstiefeln, zu Hose und Joppe, im Sommer einen breit- oder schmal-krempigen Hut, im Winter die schwarze Pelzmütze. Die Stoffe waren derb und ohne Vergleich mit jenen durchsichtigen Geweben und schweren Prunkmänteln, in denen am Festtag aus der bäuerlichen Schale der Fürst hervortrat, dessen Frau und Tochter, um ihren Sonntagstaat anzulegen, viel Zeit und Hilfe benötigten, bis sie dann in einem völlig anderen Rhythmus als jenem, der sie die Sichel schwingen und die Kühe melken ließ, auf die Dorf-gasse hinausritten.

Und er selbst, der Bauer, auch wenn er nur drei Rinder und zwei Pferde im Stall hatte, warf sich mit dem Kirchenpelz die Würde um, die aus den Taten seiner Ahnen auf ihn ausloß. Von dieser geistigen Erbschaft her, die weiter zu vererben sein Lebensinn war, empfing die siebenbürgische Tracht neben ihrem künstlerischen Wert das überwältigend stolze Gepräge.

Wer mit ihr die städtische Patriziertracht, die bei besonderen Festen wie ein Kostüm von wenigen Bürgern getragen wurde, verglich, konnte wohl bemerken, daß dieser etliche Eigenheiten anhafteten, wie Säbel, silberdurchflochtene Gürtel, Marderfellmützen, vornehme braune Röcke, bei den Frauen sehr hübsche, den bäuerlichen Schwestern nicht allzu ungleiche Gewänder, aber es war eine versunkene Pracht.

Dort draußen jedoch auf dem Lande, in zweihundertfünfzig Dörfern, da lebte noch alles, das Staufertum, die Türkenheldenschaft, der Trotz und die Daseinsfreude eines Stammes, der Wein zog und ihn selbst gern trank. Und heute — es sind neun Jahre vergangen — ist der russische Steppenstaub darübergebreitet, nicht für ewig, wie wir mit der Gewißheit langer östlicher Erfahrung hoffen.

Herzogin Elisabeth, Wien 4. 1. 85



Gebockelte Bäuerin aus Treppen in Siebenbürgen. Bei den jungverheirateten Frauen ist der Schleier zart und düftig

Die Würde alter Trachten

Und im besonderen der siebenbürgischen Tracht

Von Heinrich Zillich — Lichtbilder von Hans Rehlaff

Man hat in den letzten Jahren in verschiedenen Ländern vergessene Trachten wiederzubeleben versucht. Möglich, daß es mitunter gelang, besonders dort, wo die Bauern noch alte Trachten besaßen, die sie nun wieder aus den Truhen und Schränken nahmen und anzogen. Wer aber einmal das nie abgebrochene Leben einer bodenechten Tracht gesehen und innerlich erfasst hat, wird künstlichen Trachtenerneuerungen gegenüber etwas mißtrauisch sein, so gerne er in Einzelfällen eines Besseren belehrt werden möchte.

Es gibt noch viele Gebiete im deutschen Siedlungsraum von der französischen Grenze bis in den Osten hinein, wo Trachten getragen werden, im Alltag und am Sonntag; fast überall aber merkt man, daß in die Werk-

tagsgewandung städtische Bekleidungsbestandteile eindrangen, was ja auch nicht verwunderlich ist. Die meisten Trachten entstammen wohl der Barockzeit. Soll nun ein Bauer in solchem Kleid hinter dem modernen Stahlpflug gehen, so auf dem Traktor sitzen oder auf der Sämaschine? Ebenso wie die ererbte Tracht einen klaren Lebensstil verdeutlicht, fordert auch die Wirtschaftsweise der neuzeitlichen Bauern einen bestimmten Stil des Lebens, der sich unbewußt in die Kleidung ausstreckt und sie wandelt. Hierbei muß man noch gar nicht an den sittenzerstörenden Einfluß der Städte auf das Land denken, denn auch in den gesündesten ländlichen Verhältnissen lebt der Bauer heute in anderen Anschauungen als früher und darin gerade be-

ikgs

steht seine Gesundheit, daß er den Gegebenheiten seiner eigenen Zeit entspricht.

Aber es ist zugleich ein Ausdruck seiner Gesundheit, seiner gemeinschafts- und sippenverbundenen Lebenshaltung, daß er wenigstens am Sonntag die alte Tracht anlegt und sie noch heute aus eigenem Geist weiterentwickelt. Die Tracht ist, wo sie wirklich lebt, nichts Starres, Unwandelbares. Es gibt auch innerhalb der Tracht eine Mode. Ich erinnere mich lebhaft daran, wie mir eine alte Frau in einer Gegend Siebenbürgens, wo die Tracht auch den Werktag beherrscht, Trachtenstücke zeigte, die nicht mehr Mode waren oder die sich gewandelt hatten. Dabei wird der Grundstil so stark empfunden, daß manche Frauen fähig sind, die Stickmuster etwa für ein Hemd oder ein Tisch Tuch ohne Vorlage nur aus ihrem Stilempfinden mit der freien Hand aufzuzeichnen — zu „schreiben“, wie man in Siebenbürgen wohl auch sagt —, wobei aber immer ein neues genau so noch nie verwendetes Muster entsteht. Daher die unerhörte Fülle der Abwandlungen.

Die Mannigfaltigkeit in der strengen Stil-

reinheit einer echten Tracht beweist deren Leben. So werden die deutschen Bäuerinnen in ganz Siebenbürgen für den Kirchgang und für Feste gebodelt, das heißt, der Kopfschleier wird mit edelsteinbesetzten Nadeln in mühsamer Weise ans Haar gespannt, aber fast jedes Dorf hat eine andere Art des Schleiers und der Bodelung. Nur innerhalb des Dorfes bleiben die grundsätzlichen Normen bestehen, wenn sich auch Einzelheiten wandeln. Was sich aber nicht wandelt ist, daß die Tracht die Eingliederung ihres Trägers in der Gemeinschaft zum Ausdruck bringt, seine Würde, die er durch die Dorfs- und Familienordnung empfängt. Das Kind, die konfirmierte Jungfrau, die Braut, die junge, die ältere und die alte Frau, der Knabe, der Bursch, der Bräutigam und der Mann — das sind die Glieder einer Menschengemeinschaft, in deren Mittelpunkt kein individualistisches Denken, sondern der große, ewige Rhythmus der Geschlechterfolge steht. Die Tracht kennzeichnet sie. Sie ist verschieden für jedes dieser Glieder. Die Bedeutung der Glieder verdeutlicht sich in der Tracht. Den steifen „Borten“,

den sich siebenbürgische Mädchen auf den Kopf setzen, trägt keine Frau, und wenn sie es versuchen würde, stellte sie sich aus der Gemeinschaft. Sie machte sich nicht bloß lächerlich, weil sie sich kostümierte mit einer Würde, die ihr nicht zusteht, sie beleidigte die Gemeinschaft selbst. In solcher Auffassung der Tracht steckt nichts von einer Kleiderordnung, die in früheren Zeiten erlassen wurde, nichts von der ästhetischen Erwägung, wie sie städtische Frauen anstellen, wenn sie ihre Kleider auf einander abstimmen, es steckt wahre sittliche Haltung darin und noch mehr: Wissen um die großen Tatsachen und die natürliche Gliederung des Menschenlebens und der wahren Würde, die sie dem gewährt, der sie bejaht.

Weibliche Eitelkeit, männliche Eitelkeit finden in dieser Ordnung auch ihren Raum. Ein putzfüchtiges Mädchen wird sich auch in der Tracht verraten, ein Dorfsgigerl auch im Kirchenpelz. Wesentlich für den Geist wahrer Tracht ist, daß solche mensch-



i k g s



Die Bäuerinnen aus Deutsch-Weiskirch haben die älteste Form der Schleierung überliefert.
Links: Rotgebockelte Bäuerin aus dem Burzenland

lichen Schwächen die großen hergebrachten Regeln nicht durchbrechen können. Wer einmal einen Kirchgang in Siebenbürgen miterlebte, wo echte Tracht noch überall zu finden ist, erkennt sofort die Grundgliederung der Tracht und zugleich die Freiheit, die sie innerhalb dieser Schranken bietet. Er sieht aber vor allem das wirkende Gesetz. Diese Mädchen, Frauen und Männer bekennen sich zu ihrer

Stellung in der Gemeinschaft. Sie sitzen getrennt in der Kirche, sie sitzen damit um so beschützter in der Gemeinsamkeit.

Die Sonntagstracht darf nicht billig sein, denn sie ist ein Bekenntnis. Sie ist fast immer in wesentlichen Teilen ererbt und das Hinzugefügte wird wieder vererbt. Damit ist sie nicht nur durch ihre Normung, sondern auch durch ihre zeitliche Dauerhaftigkeit ein Spiegelbild



Sächsische Bäuerin aus Klein-Vistritz im Nörsner Gau. Es dauert oft über eine Stunde bis eine siebenbürgisch-sächsische Bäuerin zum Kirchgang fertig gebodelt ist

menschlichen Daseins. Unmerklich verschieben sich ihre Formen genau so wie die des Gemeinschaftslebens. Wenn der Sohn den Kirchenpelz seines Großvaters erbt, so greift die alte Form noch immer zeugend in die Gegenwart, wie wir ja alle noch von den Gedanken unserer Ahnen mitbestimmt bleiben. Und der Sohn kauft, wenn der Pelz abgenützt ist, einen guten neuen, damit er ebensolange getragen werden könne. Wenn wir von der Mode innerhalb der Tracht sprachen, so zeigt es sich nun, daß sie kein jährlich wechselndes Gesicht trägt und kein Bild der Oberflächlichkeit bietet.

Man wird aus der Tracht einer Bauernbevölkerung auch auf ihre Wesensart schließen können. In Siebenbürgen, wo das deutsche Bauerntum keine Leibeigenschaft kannte, ist

die Tracht in vielen Dörfern von einer herrschaftlichen Pracht unvergleichlicher Ausdruckskraft. Man spürt, daß dieses Volk seit der Staufszeit in einem immer bedrohten Land, das Schicksal nicht scheuend, unter schwerstem Geschick, hart und ungebrochen lebte und zugleich Sendling deutscher Kultur war. Das gibt der siebenbürgischen Tracht jene einzigartige, adelige, in manchen Fällen geradezu gotische Würde und Haltung, die in der Männertracht Kühle, Geschlossenheit zeigt und in der der Frauen die vielfältige, wohl auch strengeregeelte, distanzierte, aber doch zugleich hunte Pracht eines Bauerntums, das im Mittelalter seine Kirchen befestigte, Burgen baute, wehrhaft war wie kaum ein anderes und auch in der Gegenwart seine große Geschichte nicht vergessen hat.

Die Volkstrachten der Siebenbürger Sachsen

Die Tracht ist ein wesentlicher Bestandteil des sachlichen Kulturgutes eines Volkes. Entstanden aus seiner Hände Arbeit, den Bedürfnissen des bauerlichen Lebens angepaßt und in bauerlichen Geschmack farbenfreudig verziert, ist die Volkstracht Erkennungszeichen des Volkes, gleich der Sprache und Sitte.

So haben auch die Siebenbürger Sachsen, durch mancherlei geschichtliche und wirtschaftliche Voraussetzungen bedingt, ihre eigene Volkstracht geformt. In seiner überwiegenden Mehrzahl gehörte und gehört auch heute noch das sächsische Volk dem Bauernstand an. In der Tracht findet das traditionsgebundene Leben der sächsischen Bauern einen sinnfälligen Ausdruck.

Die dörfliche Gemeinschaft, nicht der Einzelne, bestimmte die Tracht. Die gesamte erwachsene Jugend, arm und reich, war in den „Schwesterschaften“ und „Bruderschaften“, die Verheirateten waren in den „Nachbarschaften“ zusammengeschlossen. Diese Verbände pflegten die alten Überlieferungen und nahmen auf die einheitliche Gestaltung der Tracht entscheidenden Einfluß. Sie bestimmten Schnitt und Farbe, die Form für Altersstufen, für Festtag und Trauer. Dadurch war in der Festtracht ein Ausgleich zwischen sozialen Klassenunterschieden, zwischen Wohlhabenden und Armen erzielt.

In der sächsischen Tracht sind altüberlieferte, urtrachtliche Kleidungsstücke und Schmuckformen enthalten. Die ganze Kleidung war volkstümliches Erzeugnis.

Eine Sonderstellung im Rahmen der sächsischen Bürgertracht nahm der Schmuck ein. Die wesentlichsten Stücke des Schmuckes, der auf der Brust getragene Fürspan, als „Heftel“ bezeichnet, der Gürtel und die Schleiernadeln sind nach dem Schwinden der städtischen Bürgertracht zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf das Dorf

gelangt und haben sich in der Volkstracht von Geschlecht zu Geschlecht bis auf den heutigen Tag vererbt.

Das große runde „Heftel“ ist das altertümlichste sächsische Schmuckstück. Es geht auf die germanische Rundfibul zurück und ist aus vergoldetem Silber in mehreren Abarten gearbeitet und mit farbigen Glasflüssen, Türkisen und Perlen, häufig auch mit Email verziert. Als Brustschmuck getragen, hängt es, an einem um den Nacken geschlungenen Band befestigt, frei auf die Brust herab.

Der Gürtel besteht meist aus einem breiten, roten oder schwarzen Samtband mit aufgenähter Silber- oder Goldborte, auf der in Abständen vergoldete, mit Glassteinen, Perlen, Türkisen oder Email verzierte Silberbukel angebracht sind. Die beiden Bortenenden sind in kräftige, getriebene oder gegossene und ziselierte Schließen gefaßt, die sogenannten „Vorgeschnemide“ oder „Senkel“.

Dem Volksschmuck gehören auch die „Bockelnadeln“ an. Mit ihnen wird der dünne, weiße, auch rote, dunkelblaue oder gelbe Schleier angesteckt, der über bunten Seidenbändern den Kopf umhüllt. Diese Art kunstvoller Schleierung der sächsischen Frau wird als „Bockelung“ bezeichnet. Für gewöhnlich werden zwei Paar größere und ein Paar kleinere Nadeln, in einigen Gegenden wird ein ganzer Kranz solcher Nadeln angesteckt.

Die sächsische Tracht ist durch ihren Reichtum und ihre Farbenfreudigkeit gekennzeichnet. Sie ist durch das den praktischen Bedürfnissen und dem bauerlichen Geschmack angepaßte Material bedingt.

Das „Alte Land“ die sogenannte „Hermannstädter Provinz“ hat die herkömmliche Form der sächsischen Volkstracht am reinsten bewahrt.

In der Festtracht der Frauen läßt sich eine große Verschiedenartigkeit des Kopputzes feststellen. Die Form

der Schleierung, oder „Bockelung“, ist nach Gegend und Dorf verschieden.

Die verbreitetste, reichere Form der Schleierung, die „Bockelung“ erfolgt derart, daß auf die um den Hinterkopf gesteckten Zöpfe zunächst eine aus zwei Stoffwülsten gebildete Unterlage, die „Quetsche“ aufgelegt wird. Darüber wird eine genetzte Haube gezogen und im Nacken festgebunden. Die Haube wird über Stirn und Scheitel mit bunten Bändern bedeckt, deren lange Enden, im Nacken gekreuzt, rückwärts bis zum Rocksäum, einige auch vorne über die Brust herabhängen. Über diesen Aufbau wird der dünne weiße Schleier geschlungen, der, in breitem Bogen unter dem Kinn durchgeführt, nur das Gesicht freiläßt. Mit den Bockelnadeln, deren Köpfe mit buntem Email und Silberperlen verziert sind, wird der Schleier an der Quetsche festgesteckt.

Die Tracht des „Nösnergaues“, der Gegend um Bistritz, ist farbenreicher und vielgestaltiger als die des „Alten Landes“ und weicht wegen mancher Neuschöpfung von der herkömmlichen Tracht ab. Die Bockelung der Frauen kommt hier immer mehr aus der Übung und wird nur bei besonderen Gelegenheiten angewendet. Sehr verbreitet sind aber schwarze Samthauben, bestickt mit Blumensträußchen aus bunten Seiden.

Im Burzenland hat die Volkstracht am meisten von ihrem ursprünglichen Charakter eingebüßt. An Stelle der Bockelung ist eine schwarze Samthaube getreten, die rings um das Gesicht mit breiten, strahlenförmig nach ober gerichteten Spitzen ausgestattet und vorne und hinten mit je ein Paar Haubenbändern versehen ist.

Die Festtracht aller Siedlungsgebiete ist durch altererbte bauerliche Schnittformen und farbenfreudige Ausschmückung gekennzeichnet und hat bis in die Gegenwart ihre Eigenheit bewahrt. In ihr spiegeln sich Weisheit, Sitten und Gebräuche der Siebenbürger Sachsen wieder.

Alle Frauen- u. Jugendgruppen

Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen
in Deutschland e.V.
Bundesfrauenreferat
München 2, Sendlingerstr. 48/III

Der Sinn unserer Volkstracht

Unsere Tracht ist Zeichen einer bestimmten Lebensordnung und Gemeinschaft. Die Gliederungen unserer Gemeinschaft in der Heimat bestimmten die Tracht nach Rang und Amt, nach Alter und Geschlecht. Tracht war in Siebenbürgen **Zeichen völkischer Gemeinschaft**. Sie diente nicht nur zur Bekleidung, sie war Ausdruck einer **ganz bestimmten Haltung**.

(Sich „auskleiden“, d. h. städtische Kleidung annehmen, bedeutete seinerzeit nichts anderes, als aus der festgefügtten Gemeinschaft austreten und in der Stadt als Einzelwesen verlorengehen.)

Sie ist nicht nur Festtracht, sondern gleichzeitig ein **ständiges Bekenntnis zum angestammten Volkstum und zu dessen Werten**.

Daran sollten wir alle denken, wenn wir hier in der neuen Heimat unsere schöne Tracht tragen. Wer sie trägt, muß sich ihrer in Haltung und Gebaren würdig erweisen. Wie schön und feierlich sie wirkt, geht aus folgendem hübschen Ausspruch hervor: Als Frau Thusnelda Henning vor Jahren einen Trachtenzug in Deutschland zusammenstellte, rief eine Dame bei seinem Anblick begeistert aus: „Mein Gott, hier kommt ja das Nibelungenlied gegangen...!“

Die vornehme Schönheit unserer Tracht bewirkte es, daß 1954 die Siebenbürger Gruppe im Münchner Oktoberfest-Trachtenzug den ersten Preis erhielt!

Was habe ich also zu bedenken, wenn ich in meiner neuen Heimat die Tracht trage?

1. Ich muß ein inneres Verhältnis zu ihr haben, sie darf also nie zum „Kostüm“ werden!

2. Zu sichtbare Kosmetik wirkt bei einer Bauerntracht peinlich und störend. Ich muß also solche Geschmacklosigkeiten vermeiden! (Oder kann sich jemand eine sächsische Bauernfrau mit rotlackierten Fingernägeln vorstellen?)

3. Ebenso sind moderne Ohringe, moderne Halsketten und Korallen fehl am Platz. Zur Bürgertracht darf ich jeden schönen alten Schmuck tragen, zur Bauerntracht aber nur versilberte, vergoldete oder bunte Glasperlen oder Granatperlen. — Auch moderne Metallgürtel wirken sehr störend... dann viel lieber ohne Gürtel!

4. Ich muß modernes Schuhwerk vermeiden! Hohe Stöckelschuhe, weiße Sandalen oder Krokodillederschuhe zieht man zu modischer heutiger Kleidung an. Zur Tracht aber gehört ein schwarzer Schnürhalbschuh, wer ihn nicht hat, zieht einen dunklen unauffälligen Schuh an.

5. Zur Volkstracht gehört eine schlichte, unauffällige Frisur. Der Kopfputz soll ja zur Geltung kommen! Wie oft stört ein einziger Wuschelkopf das ganze schöne Bild einer Trachtengruppe. Mit Haube und Band kann man jede Lockenpracht abbin-

den und zurückstreichen. (Oder kann sich wirklich jemand eine Siebenbürger Bäuerin in Festtracht mit offenen hängenden Haaren vorstellen?)

6. Altland-Nösnergau-Kokelgegend-Burzenland haben ihre besonderen Merkmale in der Tracht. Wenn möglich, halte ich mich auch hier genau daran und vermeide falsche Zusammenstellungen.

7. Modische Tänze in Tracht zu tanzen ist nicht nur stilwidrig, sondern zeigt von Mangel an Kultur. Unsere Tracht wirkt feierlich, also können nur ruhige Tänze, Walzer, Ländler, Volkstänze usw. getanzt werden.

8. Bin ich gezwungen meine Tracht zu verkaufen, teile ich dieses meiner Landsmannschaft mit, um Landsleuten die Möglichkeit zu geben, die alten oder auch neugemachten Stücke zu erwerben und sie so der Gemeinschaft zu erhalten. Auf keinen Fall veräußere ich aber die Tracht an Maskenverleihanstalten oder Theatergarderoben!

Liebe Evastöchter! Jede halbwegs kultivierte Frau, alt und jung, legt heute Wert darauf, nicht nur gut und geschmackvoll, sondern vor allem auch zu jeder Gelegenheit richtig angezogen zu sein. Darum bitte, folgt diesem schönen Grundsatz auch beim Tragen unserer Volkstracht!

Möge auch uns Heutigen die Tracht bewußt und immer mehr zu einem Bekenntnis zu unserem Volkstum und unserer Gemeinschaft werden...



Bauernmädchen schmücken deutsche Heldengräber in Michelsberg
Vor der Kirche in Michelsberg war ein kleiner, schön gepflegter Heldenfriedhof aus dem 1. Weltkrieg angelegt, den die Mädchen der Schwesternschaft, wie in anderen Ortschaften der Umgebung Hermannstadts, pflegten und besorgten, Unkraut jäteten und Blumen pflanzten

DIE DEUTSCHE VOLKSTRACHT IN SIEBENBÜRGEN VON HEINRICH ZILICH

Die berühmte Volkstracht der Siebenbürger Sachsen in allen Einzelheiten kennenzulernen, würde ein monatelanges Studium erfordern. Obgleich ein einheitlicher Stilwille und die sehr ausgeprägte Gemeinschaftsseele dieses Volksstammes sie zum eigenen Abbild formte, hat sie tausend Spielarten und zeigt sich von Dorf zu Dorf anders. Überdies läßt sie wie jede echte Tracht Stand und Alter ihrer Träger mehr als deren Reichtum oder Armut sichtbar werden. Dem Greise legt sie ganz bestimmte Farben und Kleidungsstücke auf, ebenso dem Kind, dem Jüngling und Manne. Beim weiblichen Geschlecht unterscheidet sie noch bereitwilliger zwischen unflüggen und heiratsfähigen Mädchen, jungen und älteren Frauen oder der Matrone. Doch erschöpft sich damit ihre Mannigfaltigkeit keineswegs, denn Alltags-, Fest- und Kirchentracht gehorchen gesonderten Gesetzen. Durch feierliche Zutaten bevorzugt sie jeden, der einen Schicksals- und Ehrentag begeht, vor allem Brautleute und Hochzeiter, und daß sie bei Begräbnissen strenge Vorschriften einhält, braucht nicht betont zu werden. Diese zahllosen Abwandlungen treten örtlich in jeweils ganz bestimmten, von allen übrigen Gemeinden etwas verschiedenen Fassungen auf, so daß sich deren Menge noch ungemein steigert. Auch Winter oder Sommer verändern die Kleidung. Wer diese vielverzweigte Fülle säuberlich aufzeichnen wollte, müßte ein Buch, dick wie die Bibel, schreiben, und er hätte nachher doch manches übersehen.

Die Siebenbürger Sachsen, niemals mehr als eine Viertelmillion Menschen, führen ihren Namen zu Unrecht, denn sie kamen vorwiegend von der Mosel, von wo sie ein Vertrag zwischen dem Reich und Ungarn vor achthundert Jahren an den Saum des Abendlandes berief, versteht sich: mit verbrieften Freiheiten und der Vollmacht, das

ihnen übereignete Land als nur von der Krone abhängige Herren aufzubauen und zu regieren, was sie denn auch bis ins 20. Jahrhundert im Freitum des „Königsbodens“ getan haben. Die an Zahl so geringe Gemeinschaft, nicht größer als die Bevölkerung einer Berliner Vorstadt, entwickelte sich zu einem eigenwertigen Neustamm des deutschen Volkes unter der Wucht geschichtlicher Aufgaben. Diese gipfelten darin, die westliche Kultur im Südosten samt allen Gewerbe- und Handelszweigen auszubreiten, Städte, viele Dörfer und Schulen zu gründen und überdies den Erdteil an einer seiner gefährlichsten Grenzen zu schützen durch Anlage bewehrter Orte, befestigter Kirchen und Burgen, sowie durch eine kluge Politik, die ihre Fäden bis zum Deutschen Kaiser, im Osten aber zu den Donaufürsten, nach Polen und Konstantinopel spann. Ihre bedeutsamen Pflichten nahm diese Bürger- und Bauernrepublik, die älteste demokratische, dem Geiste nach durchaus adlige Gebietsherrschaft Europas, unter ständigen Schwierigkeiten und Schicksalsschlägen, oft vom Untergang bedroht, mit ungewöhnlichem Erfolg wahr. So große Leistungen formten die Menschen, von denen sie vollbracht wurden, und weckten ein kräftiges Stammesbewußtsein, das jedermann band, Verrat nicht kannte, politischen Instinkt vererbte, Zähigkeit, Fleiß und Überlegenheit zur allgemeinen Tugend machte. Im Inneren bildeten sich alle Stände eines zwar kleinen, doch weitwirkenden, sogar in weltgeschichtliche Zusammenhänge eingreifenden Volkes aus. Da gab es ein breites Bauerntum, in den Städten jegliches Handwerk und Kaufleute, die ihre Waren nach Danzig, Nürnberg und Kleinasien umschlugen, Humanisten, Rechtsgelehrte, mit einem Wort alle Berufe, nur eine Schicht fehlte: das Proletariat.

Der Wandel der Zeiten verschob manches und glich es neuen Erfordernissen an. Aus Handwerkern wurden Fabrikanten, die riesigen Stadtmauern fielen, doch nicht die Gesinnung, die einst Mongolen- und Türkenstämme überwunden hatte. Vor acht Jahren blühte der Stamm noch wie in seiner Vergangenheit, bis im August 1944 die Russen jäh durch die Pässe brachen und die gegliederte, reiche und heitere Welt, dieses wie im Brennspeigel zusammengezogene Gemälde abendländischer Vielfalt, ins öde Grau des Ostens hinabzertritten. Wir sprechen hier vom Schönen, das einst gewesen ist, aber wir entsinnen uns seiner Fülle nicht ohne Fug, denn — es sei wiederholt — vor acht Jahren war es noch pralles Leben, jedem Besucher ein Wunder, allen Deutschen ein Anlaß zum Stolz. Und die Tracht, die unzählige Lobpreiser anlockte, mußte als Bekenntnis zum eigenen Volkstum aufgefaßt werden und als sichtbarer Niederschlag einer Bewährung voll Leistungen, die ihresgleichen suchen und, leider wenig beachtet, die Geschicke aller Europäer mitbeeinflusst haben.

Zwar liegen im deutschen Binnenlande von den Vogesen bis zu den Karawanken Landschaften genug, wo Volkstrachten lebendig sind und nicht bloß in der Weise angezogen werden, wie Großstädterinnen das Dirndlkleid überstreifen, aber man wird schwerlich selbst dort, wo die Trachten noch Werk- und Festkleid sind, jene einzigartige Erscheinung fürstlicher Haltung im bauerlichen Rahmen entdecken, wie sie in Siebenbürgen allgemein war. Nur hier funkelten am Gewand der Frauen germanische Schmuckstücke, wie die Brustfibel, eine goldfarbige, mit Halbedelsteinen besäte metallene Scheibe, Sinnzeichen der Sonne, oder die ebenfalls mit Steinen besetzten, golden glänzenden Metallgürtel, die sich beide außer in der südlichsten deutschen Siedlungsprovinz, eben in Siebenbürgen, allein im höchsten Norden, in Island, erhalten haben.

Tracht ist erstarrte Mode, mit dem besonderen Merkmal, daß sie von den höheren Ständen in die Volksmassen herabsank und dort Dauer empfing. Was das Volk sich indessen aus modischen Vorbildern auswählt und wie es Hergebrachtes mit Neuem vereint, unterliegt einer Entscheidung, die von tieferen Empfindungen angeleitet wird als vom vergänglichen Wohlgefallen oder von weiblicher Putzsucht. Die Siebenbürger, besonders die Frauen, haben germanisches Erbgut mit mittelalterlichem verschmolzen, edelmännische und städtische Mode weitergeführt und ihr, freilich stets nur im Festkleid, den Charakter des Adligen beigelegt, denn diese Gesinnung lebte in ihnen selbst und machte sie fähig, das kostbarste Gewand so zu tragen, wie es ihm geziemt. Als alle anderen Stände ihre eigenen Trachten verbannten und sich der Gewalt der Schneidermoden auslieferten, scherte sich der siebenbürgische Bauer nicht darum. Seinem Wesen entsprach auch weiterhin nur der Rang, den seine Tracht einnahm. Er „kleidete sich nicht aus“, wie er es nach eigenwilliger, doch ausdrucksstarker Floskel von jedem sagte, der die Tracht mit der städtischen Kleidung vertauschte.

Jene fürstliche Note der siebenbürgisch-deutschen Festtracht, die mit ihren Schleiern, feinen Hemden, Stickereien und Pelzen, Seide und Schmuck ein sorglich behütetes, von den Vätern ererbtes und den Kindern hinterlassenes Vermögen darstellt, stammt also nicht aus der Nachahmung adliger Vorbilder. Die Männer trugen, vor allem beim

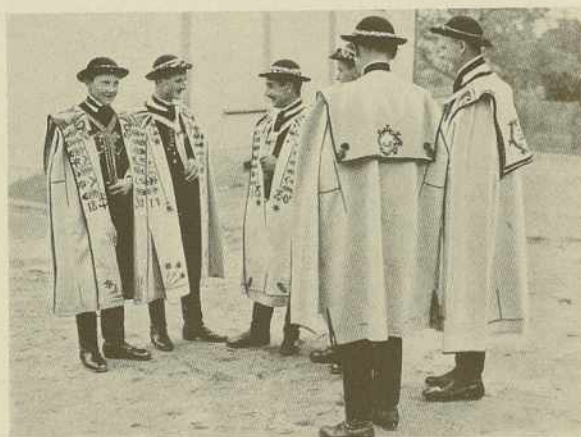
Kirchgang, zumeist barocke Mäntel, die einmal wohl nach dem Leibrock kaiserlicher Landsknechte des Prinzen Eugen in Aufnahme gekommen waren. Beim weißledernen, vielbestickten Kirchenpelz verlangte dessen Schwere einen anderen Schnitt, der sicherlich in frühere Zeiten zurückweist. Man könnte an der Volkstracht die Beigaben der meisten Zeiten ablesen, durch die der siebenbürgische Stamm einmal schritt. Dabei würde man begreifen, daß er alle Epochen meisterte, weil er sonst seine Kleidung aus hundert verschiedenen Anleihen, bei denen die umliegenden Völker durch etliche farbige Zutaten beteiligt sind, nicht so herrlich zu einer schlechthin unvergleichlichen und immer edel wirkenden Einheit zu steigern vermocht hätte.

Als die Einwanderer sich in die Ode setzten und dort die verlassene Heimat aus dem Urwald hervorhoben, so als wäre auf dem Zauberteppich Dorf und Stadt und Dom aus Franken herübergetragen worden, beseelte sie der staufische, ausschwingende, schöpferische Geist der hohen Kaiserzeit, den sie trotz ärgsten Nöten und Anfeindungen durch alle Geschlechterfolgen bewahrten. Man konnte dies erfüllen, wenn am Sonntag, gotischen Gestalten ähnlich, die Bauernmädchen zur Kirche gingen. Ihre Väter steuerten werktags den Traktor ins Ackerfeld. Sie aber kamen heran, die goldene Fibel an der Brust, den funkelnden Gürtel umgetan, mehrfache Perlenreihen am Halse, auf dem Haupt mit den hängenden Zöpfen den „Borten“, eine samtene steile Röhre, die sich aus dem Stirnreif frühdeutscher Vergangenheit entwickelt hat, merkwürdig auf dem Kopf nickte und dem Körper ein gemessenes Schreiten aufnötigte. Vom Borten, den keine Unkeusche aufsetzen durfte, flossen bunte Bänder den Rücken herab bis zum Rocksaum. Eine Überfülle von gewirkten und gestickten Blumen und Säumen bedeckte Leibchen, Hemd und Kittel, Umhänge, Kirchenmäntel und Pelze. Die Schürze, die niemals fehlte, war gewissermaßen heraldisch gekennzeichnet durch den Namen der Eigentümerin und die Jahreszahl der Anschaffung. Auch auf den bunten ledernen „Brustlätzen“, deren Fellseite innen lag wie beim Kirchenpelz, fand sich diese mit gotischen Buchstaben eingestickte Beschriftung. Der Stoff der Festkleidung war kostbar, hauchdünnes Hemdleinen, noch feinere Kopfschleier, zarteste Stickerei, tausendfache Fältung. Lebendige Tracht ist nie eine öde Wiederholung eines Musters, sondern eine ständige frische Schöpfung innerhalb festen Grenzen; deshalb glich kein einziges Kleid einem anderen völlig. Manche Frauen verfuhrten bei der Herstellung auf verblüffende Weise, sie hielten ein Stück Leinen in der Hand, begannen an einer Ecke zu sticken, ohne Vorlage, lediglich mit der Sicherheit eingeborenen Kunstgefühls, und führten ihre Arbeit köstlich zu Ende. Dadurch ergab sich immer ein Neues, doch stets das Stilgemäße.

Ein Westeuropäer vermag vermutlich kaum zu begreifen, daß ein tüchtiges, mit Maschinen, Vieh-



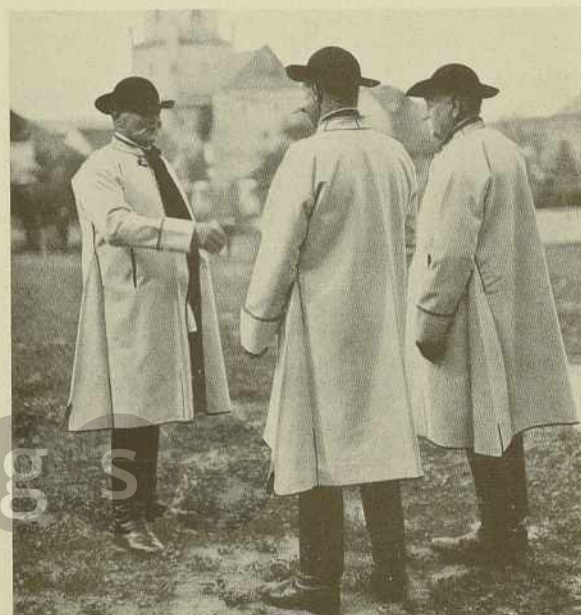
Die „Schwesterschaft“ von Stolzenburg beim Gottesdienst. Vorne im Chor der Kirche, unmittelbar vor dem Altar, saßen die konfirmierten Mädchen, „Die Schwesterschaft“. Über ihnen auf der Empore, in den „Lauben“, saßen die Burschen.



Bauernburschen aus Stolzenburg. Von den schwarzen Stiefeln, schwarzen Kleidern und dem schwarzen Halstuch stach der weiße Kirchenmantel weithin ab. Mit der einen Hand wurde der Brustriemen gehalten.

*

Die Kirchenväter von Urwegen. Der „Kurator“ und die beiden „Kirchenväter“ waren neben dem Pfarrer die Führer in allen Kirchenangelegenheiten. Sie hatten die Obhut über den Pfarrhof, die Schule und die übrigen kirchlichen Gebäude.





Brutpaar aus Urwegen

Die volle Pracht der Festkleidung am „Ehrentag“ des Brutpaars tritt in Erscheinung. Der ganze Formen- und Farbensinn alter bäuerlicher Art kam hier zur Geltung

★

Bauernmädchen aus Klein-Scheuern

Die Schulmädchen trugen Häubchen aus buntem, geblütem Stoff mit kleinen Bändchen besetzt. Am Gürtel hing ein buntes Seidentuch. Diese Tücher sind ursprünglich Taschentücher (Schneuztücher) gewesen, die im 17. Jahrhundert auch von den Patriziern der Städte, und zwar von Männern und Frauen, 1 Meter im Geviert, getragen wurden. Auf den Schürzen stand meistens der Name der Trägerin



ausfuhrhandel und landwirtschaftlichen Genossenschaften vertrautes Bauerntum seine durchaus moderne Berufsauffassung mit den strengen Gesetzen uralter Überlieferung vereinbarte. Was dem Bereich von Sitte und Brauch angehörte, blieb in Siebenbürgen fast unberührt vom technischen Denken der Gegenwart und verlief auch im Strahl der Glühbirnen nach der Regel des Herkommens. Die Frauen hielten beim Kirchgang ein Taschentuch in der Hand, in das sie sich nicht schneuzten; mit gleicher, allen gemeinsamer Bewegung wischten sie sich damit von Zeit zu Zeit den Mund. Die andere Hand faßte ein Sträußchen, an dem sie während der Predigt rochen. Diese Blumen setzten in die lutherische Kargheit des Gottesdienstes heitere Lichter. Demselben Empfinden entsprachen die schweren türkischen Teppiche, die von den Emporen der Schwarzen Kirche zu Kronstadt herabprunkten; es waren Geschenke reisender Kaufleute des Mittelalters, zum Dank dargebracht nach der Heimkehr aus heidnischen Ländern. Diese Freude an bunten Farben, die das strenge Maß nicht auflockerten, gemahnt daran, daß im Mittelalter die Gotteshäuser bemalt wurden und die Gewänder, ebenso wie in Siebenbürgen, leuchteten.

Die männliche Tracht liebte dunkelblaue oder weiße Mäntel aus starkem, mit Stickereien durchflamtem Tuch oder Leder, pelzbesetzt, wobei nicht selten teure Marder- und gelegentlich Eichhörnchenfelle verwendet wurden. Rote, gelbe und grüne Borten säumten die Ränder, silberne, spangartige Brusthäftel dienten an vielen Orten als Schließen. Überall war der Eindruck der feierlichen Kleidung kühl, herrenhaft, zurückhaltend. Diese Freibauern vermieden das Grau höriger Kärner. Sie wählten schon im 12. Jahrhundert ihre Pfarrer und Amtleute bis zum Sachsengrafen selbst und standen verantwortungsbefrachtet in der Zucht der von ihnen mitregierten Gemeinde; das drückte sich in den festlichen Mänteln aus. Aber als Freie wußten sie das Leben froh zu genießen. Darum war die Lust am schmückenden Beiwerk groß, doch stets durch Anstand gezügelt, was sich in der würdigen Stilisierung der Blumenmotive kundtat, sogar wenn deren Häufung, freilich bloß auf weiblichen Kleidern, mitunter fast zu üppig gedieh. Hirsch und Adler, Reiter zu Pferd mit dem Falken auf der Hand, Vögel rechts und links um den Lebensbaum oder Nornenbrunnen, traten auf dem weißen Linnen der Tischdecken, Kissenbezüge, Vorhänge, manchmal auf Schürzen und Hemden in starrer, gleichsam ins Endlose schreitender Reihung auf, im Kreuzstich gearbeitet, schwarz oder rot, nur vereinzelt blau. Diese heraldisch und mythisch anmutenden Figuren und Ornamente verdeutlichen vielleicht noch mehr als der Gesamteindruck der Tracht das Geheimnis der deutschen Volksseele Siebenbürgens. Wie Hirsche und Vögel, Reiter und der Lebenbrunn sich ohne Ende wiederholen, steif und abweisend, sehr edel gezeichnet, so sind die Wesensmarken einer Seele, die, von großen Schicksalen gehämmert, dem Schicksal standhalten will,

ohne billigen Optimismus, wach und urgründig zugleich, vor den Dunkelheiten des Daseins nicht blind und in der Tiefe geführt vom unheimlichen Auftrag Gottes, dem es in Haltung zu gehorchen gilt, wie immer die Lese fallen.

Einem siebenbürgischen Dorfkirchgang beizuwohnen, erinnerte an die Stifterfiguren im Naumburger Dom. Unnahbarkeit wehte einen da an, ach nein, sie glitt an dem Beschauer vorbei, sie beruhte in sich selbst.

Freilich konnte man wenige Stunden später dieselben Männer und Frauen, wenn sie bei einem der drei Tage dauernden Hochzeitsfeste saßen, heiter und lachend sehen. Dann hatte sich aber die Tracht verändert. Den hohen Borten trugen die Mädchen niemals beim Tanzen. Die Kirchenpelze blieben dem Saal fern. Die abweisende Würde war läßlicheren Gesetzen gewichen. Im Mittelpunkt der Bräuche standen die Hochzeiter. Augenfällig für jedermann kam die Braut wirklich unter die Haube, sie wurde „geschleiert“ und nach einem hier noch landläufigen germanischen Wort „gebockelt“. Bockelung bedeutete, daß man ihr mit Nadeln, deren aus Silber kunstvoll getriebener dicker Knopf mehrere Edelsteine trug, den dünnen Schleier straff ans Haar spannte oder ihn auch in reizender Ausladung wegklaffen ließ. Bei der Trauung erschien die Braut in der Tracht der Jungfrauen, beim Festmahl in der sogenannten Brauttracht und am Abend desselben Tages schon in der Kleidung der jungen Frauen.

Hohe Schaftstiefel waren der Männer ständige Beschuhung. Die helle oder schwarze Hose zog sich eng die Schenkel empor und wurde am Leib von einem breiten, farbig durchsetzten Ledergürtel abgeschlossen, wobei unter diesem das Hemd hervor — und über die Hosen hing, doch galt dies keineswegs überall. Die Hemden waren immer weiß und je nach ihrer festlichen oder werktäglichen Bestimmung reich oder sparsam bestickt. Wahre Wunder konnte man da an herrlichem „Genähse!“ erblicken. Den Hals umgab eine breitgeknötete, bunte Krawatte. Die blaue Joppe von einfachem Schnitt war überall fast gleich. Im Winter kam der „Brustlatz“ hinzu, eine Art Weste aus weiß gegerbtem, buntverziertem Schaffell, überdies der Mantel oder Pelz.

Einfach bot sich die Werktagstracht dar, für Frau und Mann. Sie bestand bei jener aus dem Hemd, verschiedenfarbigem Leibchen je nach der Gegend, dunklem oder weißem Rock, Schürze, bei kühlerer Witterung auch einer leinenen oder Tuchjacke. Auf dem Kopf saß das um das Kinn geknüpfte Tuch, und darauf wurde bei der Feldarbeit ein breiter Strohhut gestülpt, im Winter ein wollenes Tuch oder auch eine Pelzmütze. Der Mann trug zu den Schaftstiefeln, zu Hose und Joppe im Sommer einen breit- oder schmalkrempigen Hut, im Winter die schwarze Pelzmütze. Die Stoffe waren derb und ohne Vergleich mit jenen durchsichtigen Geweben und schweren Prunkmänteln, in denen am Festtag aus der bäuerlichen Schale der Fürst hervortrat, dessen Frau und Tochter, um ihren Sonntagsstaat anzulegen, viel Zeit und Hilfe benötigten, bis sie dann in einem völlig anderen Rhythmus als jenem, der sie die Sichel schwingen und die Kühe melken ließ, auf die Dorfstraße hinausschritten.

Und er selbst, der Bauer, auch wenn er nur drei Rinder und zwei Pferde im Stall hatte, warf sich mit dem Kirchenpelz die Würde um, die aus den Taten seiner Ahnen auf ihn ausfloß. Von dieser geistigen Erbschaft her, die weiter zu vererben sein Lebenssinn war, empfing die siebenbürgische Tracht neben ihrem künstlerischen Wert das überwältigend stolze Gepräge.

Wer mit ihr die städtische Patriziertracht, die bei besonderen Festen wie ein Kostüm von wenigen Bürgern getragen wurde, verglich, konnte wohl bemerken, daß dieser etliche Eigenheiten anhafteten, wie Säbel, silberdurchflochtene Gürtel, Marderfellmützen, vornehme braune Röcke, bei den Frauen sehr hübsche, den bäuerlichen Schwestern nicht allzu ungleiche Gewänder, aber es war eine versunkene Pracht.

Dort draußen jedoch am Lande, in zweihundertfünfzig Dörfern, da lebte noch alles, das Staufertum, die Türkenheldenschaft, der Trotz und die Daseinsfreude eines Stammes, der Wein zog und ihn selbst gern trank. Und heute — es sind acht Jahre vergangen — ist der russische Steppenstaub darübergebreitet, nicht für ewig, wie wir mit der Gewißheit langer östlicher Erfahrung hoffen.

WERDERSCHES LEEWESLEED

VON HANSULRICH RÖHL

*Kind, wi motte schloapegoahn,
Denn de Dach es om;
On du hujoahnst egoal schon
Om de Aafscheed rom.*

*Kind, eck bleew to jeern bi di,
Ben di joa so good!
Heffst du noch een Poß fär mi
Von din Mund so rod?*

*Schnell, min Kind, verjeiht de Tied:
Bloß man noch een Joahr,
On dann woard met Schwung jefried
Vär dem Trualtoar!*



Der Sommer

Frühling und Herbst sind die jahreszeitlichen Brücken zwischen Frucht und Tod. Die eine hebt, weiß beschneit, das Leben aus der Erstarrung und trägt es in grüner Wölbung ans strotzende Ufer des Sommers. Die andere Brücke steigt aus den Erntefeldern, schwingt sich bunt in den Raum und gleitet nieder in ein Gewölk von Regen, Nebel und Schnee, darin jede Fernsicht verschwindet, bis es den winterlichen Sternen beliebt, auf Brache und Eis herabzufunkeln. Tags aber friert am Himmel manchmal ein blasses Blau, als sei es das verblichene Nachschimmern des Sommers, das unvergesslichen und zurückersehten.

Er beginnt im Laub, er endet im Laub, der Sommer. Wenn er antritt, reifen die Beeren im Wald, und Reife krönt ihn ständig, Reife ist sein Geschenk auch an den Herbst. Außerdem bringt er die Fülle mit. Geht er davon, so trommelt noch immer der Reichtum der Birnen und Äpfel in die alternden Wiesen. Ohne Unterlaß fluten seine Gaben heran, die wir mähen, sicheln, bündeln und dreschen, heben und mahlen in atemloser Erbeutung. Seine Freigebigkeit zeigt das königliche Gold im Wappen, die Farbe des Überflusses. Seine heiligste Frucht ist das Korn.

Wo wir Ernte halten, sehen wir durch die Stoppeln dankbar den Erdboden wieder. Fluren breit wogte Getreide darüber. Mit jedem Senseschnitt legten wir ihn frei. Nun liegt beides vor uns, die Garbe und der erlöste Schoß, dem sie entstieg. Wir ziehen den Wetzstein aus der Scheide, um das alte Sommergeleit des Schleifens in den glühenden Tag zu senden, den in der Dämmerung das Dangeln beschließt und das Saufen der Pferde im Teich oder Bach. Die Mohablumen brennen am Rain. Hoch über dem Land verschränkt der Sommer die bloßen Arme. Er brütet, sagen die Menschen, wenn des Mittags stockende Hitze uns dörret. Die einförmig tiefen Töne der Druschmaschine murmeln dazu, und die gehäuften Wagen schwanken in die Dörfer.

Manchmal schiebt er mit der Schulter ein Gewitter über den Horizont, preßt den Regen zu Hagelkernen um, schleudert den Blitz und läßt ihn sich zweigen wie Bäume, stürzt dann mitten hinein in seine Gaben das rasende Wetter, sinnlos grollend, und verdirbt, was er geschaffen. Vergebens schlägt ihm der Jammer der Bauern um die blauverfinsterte Stirn.

Doch bald geht es am Abend den Bächen entlang, hier und da die feuchten Äste zu schütteln. Erreicht ihn ein Lied, so hält er den Atem an; hört er verliebtes Geflüster, so lächelt er. Und er legt sich, die Hände unterm Haupt, ins Gras und verstummt. Nur seine Millionen Heerscharen, die Vögel im Baum, die Käfer an der Borke, die Fliegen, die Bienen, und wir alle,

Tier und Mensch, Halm und Stengel, wir atmen, rascheln, wispern. Er schweigt, in seinen geöffnerten Augen spiegeln sich die Sternschnuppen.

Freilich, nach wenigen Stunden hebt er die Frühe wie ein Feuer aus der Nacht, senkt mitleidlos die Weiten, verbannt den Wind, zerbläst das Wasser zu Dampf. Fingerbreit nur duckt sich der Schatten um den Stamm. Da trink jetzt das Dulden in dich, Ast und Blatt! Reg dich nicht, verschließe den Kelch, Blume. Und du, Mensch, der nach dem Krug lechzt, sei demütig. Die Gewalt des Sommers beschgnkt dich mehr als sie dich wült. In sein Mittagsauge vermag niemand zu blicken, bloß ~~die~~ Blinder. Und behagt es ihm, so macht er die Nacht dumpf und zur Hölle.

Auf den Bergen liegt er, am Meeresstrand lacht er. Droben schwebt er und zerfetzt einige Wolken zu schneeigen Tüchern. Die tanzen wie Flocken um ihn, bevor sie vergehen. In die brüchigen Acker stößt er seinen Stock wirbelnd hinein, daß sich der Staub daran emporkreiselt, saugt aus dem See einen zischenden Strahl herauf und glättet aufs neue den Spiegel, färbt ihn blau oder braun, späht bis zum Grund, wo die Algen sich in seinem Sonnenblick biegen und die Fischschwärme flirren.

Dann wandert er durch die Wälder, die bei seinem Schritt trüge die Blätter bewegen, damit er darunter vorbeischreite. In Tränen duftet das Harz an den Fichten. Das Wild blinzelt ihm nach. Die Vögel erschrecken. Mücken ~~schleichen~~ ^{schleichen} um sein Haupt.

Wenn die Felder sich leeren, mildert er seine Herrschaft. Dann steht er verträumt in den Gärten, deren Schatten sich dehnt. Einen Kranz geröteten Laubes trägt er zuletzt um die Schläfen, hebt ihn herab, wirft ihn dem Herbst zu, und ist hinter den Graten verschwunden, wo ein Wetter noch zuckt und zu uns herüber nicht mehr findet. In den Nächten wird es nun kühl.